

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

203 (1.9.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 35

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 35.

Karlsruhe, Samstag den 1. September 1906.

26. Jahrgang.

Geyfir und Strokkur,

die isländischen Springquellen. (Von Dr. G. G. Wintler.)

(Nachdruck verboten.)

Ueber ganz Island sind Quellen von verschiedenen Wärmegrade bis zur Siedhitze verteilt, aber selten tritt eine isoliert auf, sondern gewöhnlich finden sich viele in Gruppen auf einem engen Raum beisammen. Ein solcher Quellenboden liegt im Südwesten der Insel, am Rande jenes großen Gebirges, welches fast die ganze westliche Hälfte des Landes einnimmt. Er ist zwölf Meilen von Reykjavik an der Westküste und fast eben so weit von der Südküste entfernt, also ziemlich tief im Innern.

Dieser Boden, auf dem gegen 50 Quellen entspringen, nimmt einen Flächenraum von kaum mehr als 40 Tagewerken ein und bildet eine unregelmäßig rechteckige, von Südwest etwas gegen Westnordwest geneigte Fläche, welche sich mit einer Seite an den Fuß eines isolierten, langen, schmalen, kaum 500 Fuß hohen Berges lehnt, und mit den andern in eine weite von jenen Hügeln begrenzte Ebene verläuft.

Dieses Quellengebiet ist auch außerhalb Island bekannt geworden, indem die Phänomene von Wasserbewegungen zweier seiner Brunnen, des Geyfir und Strokkur, als die merkwürdigsten dieser Art in allen Lehrbüchern der physikalischen Geographie aufgeführt werden.

Inbesondere der Name Geyfir ist dem Ohr seines Gebildeten fremd, aber häufig werden, wie ich nicht selbst überzeuge, mit ihm unrichtige Vorstellungen verbunden. Daran mögen nicht wenig die mangelhafte Abbildungen dieser Quelle schuld sein, welche im Umlauf, und häufig nur Phantastengebilde sind.

Geyfir ist ein isländisches Wort, bedeutet „der Sprudler“, und wird von den Leuten auf jede Quelle angewendet, bei welcher sich gewisse periodische Wasserwürde einstellen.

Es gibt mehrere Geyfir in Island, und jene Quelle, welche in dem bezeichneten Gebiete diesen Namen trägt, zeigt die Erscheinung nur am großartigsten.

Der Name „Strokkur“ dagegen bezieht sich nur auf eine bestimmte Quelle und hat keine Beziehung zu jener Eigenschaft. Er wurde dieser wegen der Gestalt ihrer Ursprungsöffnung gegeben, in welcher die Isländer eine Ähnlichkeit mit dem Gefäße erblickten, worin Butter bereitet wird.

Die heißen isländischen Quellen leben in der Regel an ihrem Ursprung ganz anders aus, als unsere kalten. Wenige von den einen und anderen erlauben in dieser Beziehung einen Vergleich. Jene kommen nicht, wie die unrigen in einem ihnen, sozusagen, fremden Boden aus Tageslicht, sondern derselbe ist ihr eigenes Erzeugnis, sie haben sich ihn selbst gemacht. Ihre Ursprungsöffnungen befinden sich in einer Steinmasse, welche ein Abfals, oder wie die Chemiker sagen, ein Niederschlag aus ihrem eigenen Wasser ist.

Dieses Wasser hat nämlich eine durch seine Wärme und gewisse in ihm enthaltene Gasarten, erhöhte Fähigkeit, Mineralstoffe aus den Gesteinen auszuweichen und aufzulösen. Viele Stoffe scheiden sich, sobald das Wasser verdunstet, was immer, wenn auch in geringer Maße, geschieht, wenn es aus Tageslicht kommt, wieder ab, und so werden von diesen Quellen an einem Orte Gesteine zerföhrt und an einem andern wieder neue gebildet.

In allen Ländern gibt es Beispiele hierfür, daß sich aus Abhängen von unterirdischen Flüssen Gesteine bilden, denn unsere sogenannten Kalktuffe, die Tropfsteine in Höhlen, die Karlsbader Sprudelsteine sind auch auf diese Weise entstanden.

Die isländischen Quellen lösen Kieselfeinstoff aus den Gesteinen auf, und setzen diesen, sobald sie an die Oberfläche gekommen, wo etwas von ihrem Wasser verdunstet, als eine weißgelbliche, schiefrige Steinmasse, die man Sinter nennt, wieder ab.

Im Anfang entspringen diese Quellen auch in einem ihnen fremden Boden. Auf diesen haben sie aber im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende eine Kruste von Sinter abgesetzt, welche stellenweise an 100 Fuß dick ist und an deren Oberfläche sie nun zu Tage kommen. Den Kieselfeinstoff haben sie zu diesem Sinterbau aus dem fremden Grund mit herausgenommen.

Indem die Quellen sich ihren jetzigen Boden zu errichten begannen, bauten sie sich nicht selbst zu, sondern es geschah in der Weise, daß immer eine Öffnung blieb, durch welche sie an den Tag kommen konnten.

Diese Öffnungen wurden mit der Aufnahme der Sinterkruste immer tiefer und nahmen nach besonderen Umständen verschiedene Formen an. Es bildeten sich im Sinterboden verschiedene gestaltete Wasserbehälter, Trichter, Schächte, Kessel, welche nun wie künstliche Maschinen wirken, und mit den Eigenschaften des Wasserdampfes die Ursachen jener Phänomene geworden sind, welche mehrere von diesen Quellen zu den hervorragendsten Naturerlebnissen machen.

Obenan steht der „große Geyfir“. Betrachten wir zuerst seinen ganz eigentümlichen Sinterbau. Derselbe liegt am nordöstlichen Rande der erwähnten Fläche, auf welche die Quellen verteilt sind, und bildet ihren höchsten Punkt. Er erhebt sich über die Fläche in der Form eines ungefähr sechs Fuß hohen Hügels. Der Fuß dieses Sinterhügels bildet einen nahezu vollkommenen Kreis, mit einem Durchmesser von 150 Fuß. Er steigt etwas gewölbt an, wie ein Kugelabschnitt, bis zu $\frac{1}{2}$ seines Durchmessers, dann

geht der Rand in eine wagrechte Linie über, sodas das ganze, vom Fuße gesehen, einem abgeplatteten Kugelabschnitt ähnlich ist. Die Beschaffenheit seiner Oberfläche erinnert am meisten an die Rinde einer sehr alten Eiche. Steigt man hinauf bis zur Höhe, wo der Hügel eben scheint, so findet man statt der vermeinten Abplattung eine Vertiefung, welche mit dem flarken, heißen, aber nicht siedenden Wasser angefüllt ist. Man steht am Rande eines ebenfalls fast vollkommen kreisrunden Beckens, dessen Durchmesser $\frac{1}{2}$ von dem des ganzen Hügelsumfangs beträgt.

Dieses Becken ist flach ausgerundet und drei Fuß tief. Das Wasser steht gerade bis zu seinem Rande, und nur gegen Südwesten, wo derselbe tieferer, läuft etwas davon ab. Aus dessen Mitte steigt durch Wasser und Dampf ein dunkler runder Fied hervor und vertritt den 70 Fuß tiefen zylindrischen Schacht, in welchem die Quelle aufsteigt.

Das ist der Geyfir in seiner Ruhe. Es vergehen oft sechs bis sieben Tage, bis es zu einem Paroxysmus kommt, den ich nun nach meiner eigenen Beobachtung schildern möchte.

Nur einige Schritte vom Fuße des Sinterhügels hatten wir auf einer Kafenoaie unser Zelt aufgeschlagen. Ich war gerade darin beschäftigt, einige gesammelte Gesteine zusammenzubinden, als andere meiner Mitbewohner hatten anderes zu tun, als plötzlich ein dumpfer Knall an unser Ohr schlug. Er glich an Stärke einem in einer Entfernung von einigen Meilen gefallenen Kanonenschusse. Sein Laut war aber ganz eigentümlich, keinem, den ich je gehört hätte, zu vergleichen, und wir fühlten in dem engverschlossenen Zelte recht deutlich, daß er aus dem Bauche des nahen Geyfir herankam. Der Respekt vor dem seltsamen Wandredner begann! Keiner von uns besann sich noch, sondern warf besette, wie er eben in der Hand hatte, und stürzte zum Zeltflügel hinaus.

Wir sahen aber nur kleine Ströme heißen Wassers über die Seiten des Berges herabquellen. Nach einigen Sekunden war auch das vorüber, und als wir zum Beckenrand hinaufgestiegen waren, fanden wir den Wasserspiegel der Quelle vielleicht $\frac{1}{2}$ Fuß tiefer als vorher, aber vollkommen ruhig. Nur ein dichterer Dampfqualm war als Zeuge von dem unglücklichen Versuche zurückgeblieben. So geschah es zum erstenmal an einem Samstag, morgens. Es wiederholte sich aber der Vorgang während dieses Tages, der darauffolgenden Nacht und am Sonntag noch sieben- bis achtmal und setzte uns jedesmal in unnütze Aufregung.

Am Sonntag abends um fünf Uhr übertrafste mich derselbe Knall, aber diesmal nicht im Zelt, sondern im Freien, vielleicht 100 Schritte vom Geyfir entfernt, als ich gerade im Begriffe war, von ihm weg zu gehen. Meine Gefährten waren auch außen, dort und da zerstreut, und so begann denn ein Wettkampfen von allen Seiten her nach der Quelle. Ich kam zuletzt an und stürzte noch einige Schritte hinauf über den Hügel. „Zurück, zurück, Sie verbrennen sich!“ Ein heiserer Regenschauer fiel auf mich herab, und zischende Wassergüsse umsprühten meine Füße. Ich rief mich herum und zurück, aber am Fuße des Hügels blieb ich stehen. Es war kein Zweifel mehr, diesmal sollte die Eruption vor sich gehen!

Während wir einige Sekunden lang nur ein Getöse vernahmen, wie es eine große Wasse siedenden Wassers hervorbringen muß, verneigt mit stärkeren dumpfen Tönen, wie wenn eine Wassermasse auf eine andere hinabstürzte, stieg mit einem Male aus der Mitte des Hügels, gleich einer gepentfischen Erscheinung, eine silberglänzende Wasserföhle auf, und stürzte, nachdem sie eine Höhe von vielleicht fünfzehn Fuß erreicht hatte, wieder in sich zusammen. Wie soll man in der Sekunde, welche die Erscheinung dauert, zurecht kommen und die Höhe der Säule genau schätzen, während sie durch die Reize ihrer prachtvollen Gestalt, welche durch eine ganze Umhüllung von Dampf nur noch erhöht werden, die ganze Seele in Anspruch nimmt!

Indem sich unser Auge noch anstrengt, die Höhe und Form der Erscheinung, und das Ohr, die wunderbaren Töne festzuhalten, hat sich die Szene schon wieder geändert. Zum zweitenmal steigt die Wasserföhle empor, diesmal vielleicht 40 Fuß hoch, aber nicht mehr so regelmäßig, so voll und geschlossen, und im ganzen Umfange gleich beschleunigt. Ein dichter Regen wird dabei nach allen Seiten ausgeschüttet und über den Sinterberg herab wälzen sich Ströme Wassers. Die Bewegung ist viel heftiger als das erste Mal, als ob sie von mehreren sich schnell folgenden Stößen herabgebracht wäre.

Es folgt noch eine dritte Erhebung, welche das Schauspiel beschließt. Dabei fährt das Wasser noch heftiger und höher auf, aber es bildet keine Säule mehr, sondern nur einen mächtigen Strahl, der je höher um so dünner wird und endlich zischend zerfällt.

Wir standen noch lange wie eingewurzelt, die Augen nach der Höhe des Hügels gerichtet, als uns ein Isländer aufmerksam machte, daß nun alles vorüber sei.

Wie auf Kommando eilten nun alle Zuschauer, gleichen Schrittes und schweigend über den Hügel hinauf, wo uns eine neue Ueberräschung erwartete. Das Becken war jetzt ganz leer, und das Wasser stand tief unter dem Rand des Schachtes. Das besieht man mit höchster Bewunderung, als ob es nach dem Vorausgegangenem auch anders möglich wäre.

Erst sammelten sich alle um den Rand des Beckens und gingen herum, als ob es noch immer voll Wasser wäre, und jeder eilte sich hineinzutreten. Als aber einmal einer den Fuß hineingesetzt hatte und ihm nichts widerfuhr, so schien das ein Signal für alle übrigen, es ihm so hastig als möglich

de Medicine Ergebnisse mitgeteilt, die er bei der Untersuchung über den Einfluß von Zucker und Kochsalz auf die Arbeit gewonnen hat. Die Arbeitsleistung pflegt er am Ergographen von Mosso zu messen. Dieser besteht aus einem Gewicht, das an einer über eine Rolle laufenden Schnur von der Versuchsperson bis zur völligen Ermüdung gehoben werden muß. Der Arm und die Hand der Versuchsperson werden dabei in der Weise auf eine Unterlage befestigt, daß nur der Mittelfinger zum Heben des Gewichtes frei bleibt. Hier experimentierte mit verschiedenen Mengen von Zucker, die von der Versuchsperson zu bestimmten Stunden von der ergographischen Arbeitsleistung gemessen wurden. 15 Gramm Zucker schienen letztere anfangs nicht zu beeinflussen, nach dem vierten Versuch machte sich aber eine beschleunigte Arbeitsverminderung geltend.

Die Ermüdung wuchs also unter der Einwirkung von Zucker rascher. 30 Gramm Zucker bewirkte während der ersten drei Versuche eine vermehrte Arbeitsleistung, der Zucker wirkte also anregend; dann aber verringerte sich die Leistung viel rascher als unter der Einwirkung von 15 Gramm Zucker. Der Zucker ist demnach in dem Maße, die Arbeitsleistung für kurze Zeit zu erhöhen, die nachfolgende Ermüdung ist jedoch um so größer, je größer die anfängliche, der aufgenommenen Zuckermenge entsprechende Steigerung der Arbeitsleistung war. Die Gesamtarbeitsleistung zeigte infolgedessen eine Abnahme.

Der Zucker wirkt also dieselbe Wirkung aus wie Alkohol, Kaffee und andere reizende Substanzen. Eine Vermehrung der Arbeitsleistung wird durch ihn nur auf Kosten einer vorzeitigen Ermüdung erzielt. Hier ist der Meinung, daß auch die Zuckermenge, die wir am Ende der Mahlzeiten in Gestalt von süßen Speisen in den Körper aufzunehmen pflegen, eine Ermüdung hinterläßt, die beträchtlicher ist, als die durch Zucker bewirkte scheinbare Förderung der Verdauungsarbeit. Ähnlich wie mit dem Zucker verhält es sich auch mit dem Salz. Dieses ist für unsere Ernährung unentbehrlich; hier vertritt aber die Ansicht, daß es in unseren gewöhnlichen Nahrungsmitteln in genügenden Mengen vorhanden ist und daß es überflüssig, ja unter Umständen sogar schädlich ist, ihnen noch Kochsalz hinzuzufügen. Seine Experimente tun dar, daß die motorische Tätigkeit durch das Salz nur vorübergehend angeregt wird, um einer um so größeren Ermüdung Platz zu machen.

Wie Tabak und Alkohol sind Zucker und Salz Anregungsmittel, die eine Ermüdung und Verringerung der Widerstandskraft zur Folge haben, so daß die Gesamtarbeitsleistung eine Einbuße erleidet.

Gesundheitspflege.

Fieberbehandlung durch frische Luft. Das ist das neueste, was jetzt als fundamentale Entdeckung hingestellt wird. Eine Münchener Zeitung berichtet darüber:

„Vor nicht allzu langer Zeit pflegte man die Kranken von der frischen Luft abzuschließen, und es war der neueren Wissenschaft vorbehalten, die heilsbringende Wirkung der Luft zu würdigen. In der Behandlung der Tuberkulose wird die Luft als Heilmittel jetzt allgemein anerkannt, und zwar werden auch fiebernde Tuberkulose der freien Luft ausgesetzt. Die günstigen Ergebnisse dieses Verfahrens haben Veranlassung gegeben, auch Kranke, bei denen das Fieber andere Ursachen hat, in der freien Luft zu behandeln. Man geht dabei von der Betrachtung aus, daß gesunde Menschen im Laufe eines Tages Temperaturschwankungen von 10 bis 20 Grad ausgesetzt sind, und daß diese Schwankungen den Stoffwechsel anregen. In völlig gleichmäßiger Temperatur würde ein Mensch ebensowenig dauernd gesund bleiben können, wie bei einer immer gleichbleibenden Koth. Wie der Verdauungskanal, so bedarf auch die Haut gewisser Reize, durch die der Blutkreislauf gefördert und mithin der Stoffwechsel begünstigt wird. Bei der erschöpfenden Wirkung eines anhaltenden Fieberzustandes tut aber ein solcher Anreiz besonders not. Deshalb hat Dr. James in der Vereinigung amerikanischer Aerzte kürzlich darauf hingewiesen, daß die frische Luft auch bei Fieberkranken als Heilmittel zu berücksichtigen sei. In Newyork hat man die Lungenentzündung in zwei Krankenhäusern mit gutem Erfolg nach der neuen Methode behandelt.“

Ja, hat man denn vergessen, daß schon Kriechris vor 80 Jahren Fieberkranken mit Luftbädern heilte, daß Mikli mit seiner atmosphärischen Kur dasselbe seit 40 Jahren tat? Weiß man nichts von den Erfolgen A. Zuffs im Harz, der, wie seine Vorläufer, seit 15 Jahren Tausende von Patienten just mit dem Faktor, nämlich frischer Luft, behandelte, den man jetzt auf einmal neu „entdeckte“. Wenn man aber diese drei Heilfunde und ihre Sanatorien nicht kennt in der „neueren Wissenschaft“, so müßte man doch wissen, was Winteritz, Rahmann und Schwenninger gleichfalls seit Jahrzehnten in ihren großen deutschen Anstalten und in ihrer Klientel geleistet haben. Die Nachentdeckung kommt also etwas spät; aber da sie aus Amerika importiert ist, so wird ja nun die Welt auch an den Segen der frischen Luft, sogar bei Fieber, glauben müssen. Es ist manchmal schwer, keine Satire zu schreiben.

Allerlei.

Die Dauer eines Augenblicks. Wenn Don Carlos schwärmt: „Ein Augenblick, gelebt im Paradiese, Wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt“, so erfahren wir nicht, auf wie lange Zeit der Infant von Spanien diesen Moment des höchsten Entzückens veranschlagt. Das Wort „Augenblick“ bedeutet im eigentlichen Sinne die Zeit, binnen der beim geschlossenen Wimperzucken die Augen geschlossen sind. In der Regel gelangt ihre Dauer uns gar nicht zum Bewußtsein, weil die Eindrücke der Gegenstände auf die Netzhaut noch einige Zeit währen, nachdem sie bereits nicht mehr gesehen werden; deshalb gebrauchen wir das Wort meist, um einen Zeitraum von unmerklich kleiner Ausdehnung zu bezeichnen.

Wie aber auf allen Gebieten der Wissenschaft die Instrumente verfeinert werden, um die schwierigsten Probleme zu lösen, so hat man neuerdings auch ein solches zur Messung des eigentlichen „Augenblicks“ des Auf- und Niederschlagens der Lider, konstruiert. Der Niederschlag kann entweder willkürlich erfolgen oder aber durch einen Reflexer ausgelöst werden; letzteres geschieht beispielsweise jedesmal, sowie das Auge nur im mindesten berührt wird. Wie Garten in Pflügers „Archiv für die gesamte Physiologie“ vor einiger Zeit mitteilte, ist die Schnelligkeit der Bewegung verschieden, je nachdem das Augenlid willkürlich oder unwillkürlich geschlossen wird. Im ersten Fall wird das obere Lid sehr rasch gesenkt, jedoch auch nicht mit ganz gleicher Geschwindigkeit; sie ist vielmehr oberhalb der Pupille am größten und wird von dort an etwas geringer: der ganze Zeitraum beträgt ein Zehntel bis ein Vierzehntel einer Sekunde. Die Senkung des Augenlides nimmt ein Fünftel bis ein Drittel einer Sekunde in Anspruch. Innerhalb des 60. Teiles einer Minute vermag sich somit unser Sehorgan entweder dreimal oder zweimal zu öffnen und zu schließen, doch bleibt zu berücksichtigen, daß sich bei häufiger Wiederholung dieser Bewegung das Sehen des Bildes verzögert. Durch äußere Reize, wie Anblafen oder Einwirkung des elektrischen Stromes, wird der Verlauf dieser Bewegungen unregelmäßig und deshalb schwer meßbar gemacht.

Wir entnehmen vorstehende Ausführungen dem „Kosmos, Handweiser für Naturfreunde“, jener vorzüglich redigierten naturwissenschaftlichen Zeitschrift, die, von der gleichnamigen Gesellschaft in Stuttgart herausgegeben, mit ihren über alle Weltteile zerstreuten 23 000 Mitgliedern heute an der Spitze aller ähnlichen Unternehmungen marschiert.

Oyster der Giteit. Wegen eines eigenartigen Betruges hatte sich nach dem Wiener Fremdenblatt der Agent Adolf Lufsch vor dem Landgericht in Salzburg zu verantworten. Er gab sich als Vertreter einer hervorragenden Photographenfirma aus, die ihre Tätigkeit auch auf die Provinz erstrecken wolle und die namentlich das Gebiet des künstlerischen Portraits pflege. Lufsch erschien mit Vorliebe bei älteren Damen, denen er mit überzeugendem Redeschwall die Zusage gab, sie durch künstlerische Retouche mindestens um 10 Jahre jünger zu machen. Er ließ sich einen entsprechenden Vorbehalt geben, machte sofort eine photographische Aufnahme und sagte die Einblendung der fertigen Bilder binnen wenigen Tagen zu. Die zahlreichen weiblichen Kunden warteten aber vergebens auf die Photographien. Einer der zu verjüngenden Damen fiel nun eines Tages die eigentümliche Form des photographischen Apparates auf. Sie ging, während Lufsch den Kopf unter das schwarze Tuch steckte, kurz entschlossen auf ihn zu und machte die überraschende Entdeckung, daß der photographische Apparat aus einer „Ziehharmonika“ bestand, aus deren Vorderseite ein kleines Objekt angebracht war. Lufsch, der von der Kunst des Photographierens auch nicht das mindeste versteht, hatte diese Ziehharmonika bei allen seinen „Aufnahmen“ verwendet. Bei der Verhandlung kam er glimpflich davon, weil viele betroffenen Damen sich dem Strafverfahren nicht anschließen, um nicht zu dem Schaden auch noch den Spott zu haben. Das Urteil lautete auf 4 Monate Kerker.

Die verbreitetste Ansichtskarte. In einem Artikel über die Ansichtskarte schreibt Heinrich Lee im Berliner Tageblatt: „... Um zuletzt noch diejenige Ansichtskarte zu nennen, die bisher in der ganzen Welt den größten Erfolg und die größte Verbreitung gefunden hat: es ist die in allerhand verschiedenen Stellungen variierende Bromsilberphotographie von Fräulein Cleo de Merode. Allein eine einzige Berliner Firma hat in einem einzigen Jahre davon annähernd vier Millionen Stück hergestellt. Auch die Cavalieri, Madame Nero, die Sabaret haben ähnliche stattiiche Aufnahmen erlebt. Aber die schöne Cleo hat den Rekord erzielt, und die von ihr auf Karten in der Welt vertretene Bilder werden auf 50 Millionen Stück geschätzt, eine Ziffer, mit der nicht einmal die Kaiserarten konkurrieren können.“

Baschische (Nordspanische) Sprichwörter.

Nach einer Sammlung von Fr. Michels.

Jeder schiebt die Kohle seinem Zeige zu.

Der große Fisch frist die Kleinen.

Ancho hat eine Seele voll Erbarmen; Die Füße des gestohlenen Schweines Gibt er den Armen.

Wer Nadeln stiehlt, findt keine Gnaue, Und wer den Schatz, der wird Acaade (Nichter).

Der letzte Jahr ein Dieb noch war, Läßt hängen die Diebe von diesem Jahr.

Humoristisches.

Trost in Tränen. Meister Schulze ist von seiner Reise, die er sich aus „Standesrückichten“ leisten mußte, zurückgekehrt, macht es sich auf dem Sofa bequem und harret der ersten Köhler Wenden, die ihm die Gattin spenden soll. Da kommt sein Züngster, Mare, in die Stube und schreit: „Water, Mutter hat mir schon wieder mit der alle Holz gehauen!“ — „Na“, sagt Vater Schulze tröstend, „beruhige Dir man, Mare, von morgen an verhaue i k Dir wieder!“

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. & U. Cie., Karlsruhe i. B.

nachzumachen. Aber niemand hatte noch das Schweigen gebrochen. Nun schreitet man kreuz und quer durchs Wasser, stellt sich an den Schachttrand und starrt in seine Tiefe, als ob man ihm etwas abfragen wollte, befielt sich dieses und bewundert jenes. Mittlerweile zeigt sich, daß das Wasser um Schluße in die Höhe steigt. Jeder möchte gern ein unmittelbares Audeken von dem merkwürdigen Boden, auf dem er steht, und mein Sammel ist nun ein willkommenes Werkzeug, mit dem sich einer nach dem andern ein Bild Sinter abschlägt, um es als Erinnerungszeichen über das Meer mit nach Hause zu bringen. Es war auch Zeit, denn während einer Stunde war das Wasser wieder bis zum Rande vorgelaufen. Damit war aber die ganze Periode der Geisprungsphänomene beendet und wir hätten wieder sechs bis sieben Tage warten dürfen, um sie nochmals zu sehen.

Der Strokkir sieht schon äußerlich ganz anders aus als der Geysir. Er hat seinen Sinter nicht zu einer hügelartigen Erhöhung aufgebaut, sondern der trichterförmig verengte Schacht vertieft sich mit einem kaum bemerkbaren Wulst in dem ebenen Boden, so daß man ganz hinantreten und hinabsehen kann. Das Wasser reicht nicht bis an den Rand herauf, sondern steht wenigstens 20 Fuß tief und ist immer in lebender Bewegung.

Der Strokkir hat die Aufgabe, in den Rissen zwischen dem ersten und majestätischen Spiel des Geysirs das Publikum als Carleskin zu unterhalten. Einer jeden Gesellschaft, welche sich auf dem Quellengebiet befindet, dienstfertiger Sklave, läßt er sich immer herbei, seine Kunststücke auszuführen. Man kann ihn nämlich nach Belieben durch eine Ladung Kisten oder Steine, wie sie etwa in ein Schiefelmaß hineinginge, veranlassen, seine Evolutionen auszuführen. Das Schauspiel, in gewisser Beziehung interessanter als das des Geysirs, verliert dadurch sehr an Schönheit, daß das ausgeworfene Wasser von der Erde des Rasens schmutzig braun gefärbt wird. Es beginnt alsbald, nachdem die Ladung, welche man am Rande des Schachtes aufhäufte, in die Tiefe gestürzt ist. Das Wasser wälzt auf und droht überzulaufen, wie wenn es in einem Geysir am Herdfeuer fertig fiedet; dann poltert es wieder in die Höhe zurück. Anfangs haben nur die Ohren zu tun, aber mit einem Mal fährt ein Strahl aus der Tiefe herauf, hoch in die Luft, vielleicht 70 Fuß oder mehr. Der Strahl ist dick, wie wenn er aus einer Hieselfeuerbrühe käme, und seine Bewegung so heftig, schwirrend, glühend, wie die der gelungensten Rakete. Viele Strahlen folgen sich vier- bis fünfmal schnell nacheinander und die Richtung, welche sie nehmen, ist immer etwas schief nach der einen oder anderen Seite geneigt. Auf das Raketenpiel folgt eine Art Erschlaffung, man vernimmt nur noch ein dumpfes Grollen aus der Tiefe, bis sich nach einigen Sekunden das vorige Schauspiel wiederholt. Das Wasser steigt abermals in die Höhe und dann erheben sich die Raketen. Manchmal geschieht dies ein drittes- und viertesmal.

Auch der Strokkir hat freiwillige Eruptionen, aber in noch größeren Zeitabständen als der Geysir. Ich war aber während meines dreitägigen Aufenthaltes an dem Plage nicht so glücklich, eine solche zu beobachten.

Trauer ohne Trost.

Von Hans Freimark.

(Nachdruck verboten.)

Dumpf und schwer erklangen die Akkordien eines Trauermarsches. Klage. Klage. Tränenlose Trauer. Trauer ohne Trost. Langsam bewegte sich ein prächtiger Kondukt von der Friedhofs-kapelle zum Grabe.

Dem sterblichen Teile eines berühmten Musikers erwies man die letzten Ehren. Dieses „man“ setzte sich zusammen aus trauernden Angehörigen, den Spitzen der Gesellschaft, Abordnungen verschiedener Künstlervereinigungen und unzähligen Neugierigen.

Die Masse drängte sich um die offene Gruft. Die Träger legten den Sarg nieder, und noch einmal ergoß sich der Redestrom in breit dahin-fließenden plätschernden Wogen. Freunde und Priester die Talente des Verstorbenen, lobten seine bürgerlichen Tugenden und nannten ihn das Vorbild eines getreuen Gatten und guten Vaters. Einer der Künstlerdelegierten beflagte im Namen der ganzen Nation den unerlebbaren Verlust, welchen die Kunst durch den Tod dieses Einzigigen, dieses Unergleichlichen, dieses echten Genies erlitten habe.

Dann trat der Geistliche in Aktion. Er gab den Trägern einen Wink, und feierlich schwebte der Sarg in die Gruft hernieder. Das letzte Segenswort wurde gesprochen, und die ersten Erdschollen polterten in die Grube.

Der Trauermarsch setzte ein, dumpf und schwer. Am hinteren Teile des Friedhofes fand zu gleicher Zeit ein anderes Begräbnis statt. Ein armer Schreiber wars, dessen irdische Ueberreste jetzt im Armenhause der Mutter Erde übergeben werden sollten.

Zeit seines Lebens hatte sich der Schreiber rastlos geschunden, um für seine alten Tage so viel zu erübrigen, daß es zu einer „schönen Reich“ lange. Doch der Tod hatte das Schreiberlein früher abgerufen, als es erwartet hatte. Seine Erbsparnisse waren nicht so weit angewachsen, daß sie den Anforderungen einer „schönen Reich“ genügt hätten.

Eine „schöne Reich“ war die einzige Sehnsucht des Schreibers gewesen. Selbst in seine Träume schlich sich der Gedanke daran. Er war nicht unglücklich darüber. Für ihn hatte der Tod keine Schrecken. Würde er ihm doch die Erfüllung seines höchsten Wunsches bringen, eine „schöne Reich“, so hatte er kalküliert.

Dann würden wenigstens einmal in seinem Leben die Leute von ihm reden. Er, der tagaus, tagein unbeachtet seines Weges gegangen, er würde für eine Stunde eine Persönlichkeit sein, und man würde sich mit seiner „Reich“ beschäftigen. Das Leben hatte ihm nichts gegeben, ihm alles das vorenthalten, was es den übrigen Menschen angenehm erscheinen läßt. So wollte er sich wenigstens für den Tod ein Äquivalent sichern.

Leider hatte der Arme mit Gebatter Gair keinen Kontrakt abgeschlossen, erst dann ihn abzurufen, wenn seine mühseligen Schreibererbsparnisse eine „schöne Reich“ ermöglichten.

Eines Tages machte ein Unsturz seinem Leben ein Ende. Die „schöne Reich“ zerrann wie ein weichenloser Traum, den die Wirklichkeit raub zerstört. Die Armenverwaltung übernahm, wegen mangelnder Mittel, die Bestattung des Schreibers.

Wie ein Hohn auf des Schreibers unerfüllt bleibenden Wunsch tönte jetzt, als man den Sarg des Armen eiligt in der Gruft verjagte, dumpf und schwer die Trauerweise vom Grabe des großen Künstlers herüber. Klage. Klage. Tränenlose Trauer. Trauer ohne Trost.

Die Felsentempel auf Ceylon.

Die liebliche Zimtifel enthält viele Reste einer älteren, höheren Kultur, unter denen die Grottentempel des Dambulgallas (Tempelbergs) gewöhnlich am höchsten gestellt werden. Ludwig Schwarda stimmt in das begeisterte Lob dieser Bauten nicht mit ein. Nach seinem Urteile stehen sie nicht neben, oder wohl gar über den egyptischen Felsentempeln, sondern weit unter ihnen. Sie liegen an der Südküste und etwa auf der halben Höhe eines fast kahlen Berges. Man hat zu ihnen natürliche Höhlen benutzt und die überhängenden Gneisplatten vorn durch eine Mauer gestützt, in der Türen und Fenster angebracht sind. Die Wände sind bunt bemalt und Buddhabilder in schlafender und sitzender Stellung bilden den Hauptschmuck. Diese Buddhabilder sind von verschiedener Größe, die kleinste jedoch nicht unter Lebensgröße und die schlafenden Buddhas alle kolossal. Zu dem größten der vier Tempel sieht man mehr als fünfzig Buddhas und außerdem noch die Bilder mehrerer Könige, welche durch ihre Freigebigkeit gegen die Geistlichkeit die Ehre, in den ältesten Tempeln abgebildet zu werden, erworben haben. Die mythologischen und geschichtlichen Gemälde, die in roher Zeichnung und mit großer schlechter Wasserfarbe ausgeführt sind, bleiben dem Beschauer unverständlich. Eine Ausnahme macht eine in kulturgeschichtlicher Beziehung höchst interessante Darstellung, die größte von allen, die sich mit der Landung der ersten Eroberer auf Ceylon beschäftigt.

Von einer Schar jüngerer Priester begleitet, erstieg Schwarda die Gruppe des Tempelberges. Die Aussicht von der Höhe ist groß und weit. Im Westen sieht man die Krönung der Sieben Korles, im Süden die Berge des zentralen Bergstocks, im Norden dehnt sich eine ungeheure grüne Waldfläche aus, überragt von dem prismatischen Felsen von Sigiri, der sich wie ein hoher Wartturm in scharfen Umrissen am Himmel abzeichnet. In dieser unermeßlichen waldbedeckten Ebene hausen wilde Tiere, namentlich Elefanten und Leoparden in großer Anzahl. Am Fuße des Berges liegt das Kloster, dessen Priester den Gottesdienst in den Tempeln verrichten. Die singalesische Frömmigkeit hat dieses Kloster mit bedeutenden liegenden Gründen ausgestattet.

Die Rauchbelästigung auf der Eisenbahn.

Durch die neueren Lokomotivkonstruktionen werden die Reisenden auf der Fahrt durch den aus dem Schornstein entweichenden Rauch sehr belästigt sowie Wagen und Sitze beschmutzt. Da nach der neueren Bauart der Kessel der Lokomotive hoch liegt, um die Feuerbüchse größere Abmessungen geben zu können, und das Normalprofil nicht überschritten werden darf, so kann der Schornstein nur eine geringe Höhe erhalten. Die Folge ist, daß Dampf, Rauch und Ruß den Zug auf der Fahrt in eine lange Wolke einhüllen und die erwähnten Belästigungen verursachen. Bei den alten Lokomotivkonstruktionen, wo der Kessel tief liegt und dem Schornstein daher eine ziemliche Höhe gegeben werden konnte, war dieser Uebelstand ja auch teilweise schon vorhanden, jedoch erst die neueren Konstruktionen haben dieses Uebel in außerordentlichem Maße gesteigert.

Ein Veruch der englischen Great Northern Railway Comp., den Uebelstand der Rauchbelästigung zu beseitigen, hat nun, wie A. Woeddeker in der Eisenbahntechnischen Zeitschrift berichtet, zu einem überraschenden Resultat geführt. Bei einer Lokomotive dieser Gesellschaft ist eine neue ebenso einfache wie praktische Konstruktion angewandt worden. Bei dieser neuen Bauart ist oben zwischen dem vorderen Kesselschluß und dem oberen Kesselmantelblech eine Art Lücke vorgesehen, die sich nach der Stirnseite der Lokomotive zu trichterförmig erweitert. Der niedrige Schornstein besteht aus zwei Blechpfändern, deren vordere Ringfläche am oberen Schornsteinrande durch einen halben Ring verschlossen ist; die hintere halbe Ringfläche ist also offen. Beim Stillstand des Zuges ist eine Belästigung durch Dampf und Rauch, wie die Erfahrung lehrt, fast vollständig ausgeschlossen, da der Hilfsbläser die Feuerungsrückstände in die Höhe reißt. Die neue Konstruktion tritt erst beim Fahren in Tätigkeit. Ist der Zug in Bewegung, so wird die Luft durch den Gegenwind mit großer Kraft, entsprechend der Geschwindigkeit des Zuges, in die trichterförmige vordere Öffnung der Lücke geblasen, in dem Hinderding des Schornsteins in die Höhe getrieben und strömt in steigendem Wirbel aus der offenen hinteren Halbringfläche wieder ins Freie, Rauch und alle Rückstände mit sich führend. Der entweichende Luftstrom bildet also gewissermaßen eine unsichtbare Verlängerung der hinteren Schornsteinbleche; er verhindert, daß Rauch und Abdampf sofort vom Luftdruck erfasst und nach unten, dem Zug entlang, getrieben werden, und gibt den Abgasen eine Führung in höhere Luftschichten, wo sich diese verteilen, die Reisenden also nicht mehr belästigen können.

Diese einfache Konstruktion, die sich leicht auch an vorhandenen Lokomotiven anbringen läßt, bildet gleichzeitig eine wertvolle Ergänzung der Rauchverbrennungsvorrichtungen und hat noch den Vorteil, daß sie den Zug des Schornsteins erhöht, das Feuer also noch mehr anfaßt.

Der Weise.

Von Maxim Gorki.

Einzig autorisierte Uebersetzung von E. Rubinstejn-Geyer.

Es war einmal ein Weiser. Er erkannte das traurige Geheimnis des Lebens: das Geheimnis erfüllte sein Herz mit finsternen Schauern des Schreckens und in seinem Dunkel erlösch ihm traurig alles Leben auf Erden und die Freuden starben still dahin.

Mit dem kalten Auge seines Verstandes schaute er in die Tiefen der Zeiten und sah dort Finsternis; auch die Zukunft sah er ganz genau — auch dort war Finsternis.

Er ging die Wege seiner Heimat, die Straßen ihrer Städte und Dörfer; er ging, sein einames weißes Haupt wiegend, und im bunten Geräusch des Lebens tönte seine Predigt wie der traurige Klang von Sterbeglocken.

„Menschen! Ihr lebt zwischen Finsternis und Finsternis! Aus dem Abgründe der Unwissenheit seid ihr herabgegangen, im Nebel der Unwissenheit wandt euer Leben dahin, eilige Finsternis der Unwissenheit harret vor euch.“

Die Menschen hörten seine traurige Rede, verstanden ihre bittere Wahrheit und saßen und blickten schweigend in das Antlitz des Weisen. Aber nachdem sie ihn auf den einamen Weg der Weisheit begleitet hatten, gingen sie wieder zu ihren Geschäften zurück und zu ihren Gastmählern. Sie aßen ihr Brot und tranken ihren Wein, der das Herz tröstlich macht; sie ergötzen sich am Spiel ihrer Kinder und vergaßen ihre Nöte und das Elend, von dem sie eben erlitten. Sie kämpften gegeneinander um Reichtum und Besitz und hörten gerührt die Predigt der Liebe; mit Händen, vom Blute des Nächsten gerötet, liebkoseten sie die ihrem Herzen angenehmen Schönen, und mit Verächterlippen küßten sie ihre Freunde.

Sie stahlen einander Gab und Gut, und nachdem sie durch Diebstahl reich geworden, verteidigten sie hitzig das Eigentum. Ohne Scheu lügten und betrügelten, sagten sie alle, daß die Wahrheit die Herrin des Lebens sei. Und es gab sogar einige, die an die wohlthätige Macht der Wahrheit glaubten und für ihren Glauben litten. Und die Menschen liebten die Musik und meinten glückselig bei ihren Klängen, sie entsündeten sich an der Schönheit — aber um sich herum bildeten sie das Häßliche und taten Widriges. Sie kneteten einander und sagten, daß sie nach Freiheit sehten; sie betradeten die unter ihnen Stehenden — und feige, wie verschlagene Tiere, haßten sie heimlich ihre Herrscher. Und stets wädhnten sie, das Gute komme ihnen von außen und verstanden nicht, es in sich selbst zu erschaffen. Denn sie waren erfüllt von fleinlichen Sorgen um die Bequemlichkeiten des Lebens; ihren Verstand erschöpften sie mit Feindschaft und Mißgunst, mit plumphen Schlawheiten, damit ihre unerlöschliche Gier nach den irdischen Gütern gestillt werde. So lebten diese komischen Klänge wie schmutzige Schweine und hielten sich für gefallene Engel.

Und ihr Leben glück einem schmutzigen Vulkan, einem unerlöschlichen Vulkan, der in die lichten Regionen der Himmel den verpesteten Prodem von Gestöhnt und Wehklagen anströmte, die lehrige Nische der Leiden und des Kummers und den sinkenden Unflut tierischer Begierden emporwarf.

Einmal wandelte der Weise durch die Eitelkeiten der Erde und sprach mit der Stimme der Unwissenheit: „Was ist das Leben? Ihr wißt es nicht. Was ist Wahrheit? Ihr könnt es nicht sagen. Und wozu seid ihr da? Auch das ist euch unbekannt. Sehet! Dieses ist euer Unglück.“ Und da er sah, wie ein Liebender seine Geliebte unarmte, redete er traurig zu ihnen: „Der Tod wartet auf euch und eure Nachkommen!“

Und da er sah, wie die Menschen sich prächtige Wohnungen einrichteten, redete er vorwurfsvoll: „Das alles ist reich für den Untergang!“

Und da er Kinder sah, die in den Blumen einer Wiese, selbst Blumen gleichend, spielten, seufzte er und sprach in seinem Herzen: „Die Ernte des Todes leben meine Augen!“

Und da er hörte, wie einer von den Weisen des Lebens, die seiner Seele, die die finstere Weisheit des Todes erkannt hatte, fremd und feind waren, in einem Tempel der Wissenschaft die Jugend in ihren wunderbaren Geheimnissen unterwies, redete er lachend: „Beschränktheit ist deiner Weisheit Name. Denn die Erde wird untergehen, und alle ihre Tempel und Wissenschaften und ihre Wahrheiten und Lügen, und du kennst nicht einmal Tag und Stunde deines eigenen Unterganges!“

Aber eines Tages sah der Weise am Rande einer lärrenden Stadt, in einer dunklen, sämlichen Gasse, voll Schmutz und Armut im Dunst von Gestank und Fäulnis, eine gedrängte Menge Arbeiter. Einer hielt eine Rede. Und der Weise war erkaunt, wie sie zuhörten; — niemals hörten die Menschen seine Predigten mit solcher Aufmerksamkeit und Gier. Und ein schmerzlicher Stachel des Neides traf das Herz des Weisen.

„Genossen!“ sprach der Redner zu den Arbeitern; „wir liegen im Schlamme unserer Iron, gleich Steinen am Grunde des Flusses und über uns hin strömt das Leben unserer Unterdrückten. Wie sind ihnen nur Stufen und auf unseren Reibern steigen sie empor in lichte Höhen, und von dort richten sie die Kräfte ihres Verstandes gegen uns, um unsere Seelen noch mehr zu knechten. Sie wissen alles — wir nichts; sie leben — wir haben noch nicht gelebt; ihnen ist alle Weisheit bekannt — uns nur Märdern; alles Richte ist in ihren Händen — in unseren nichts, und nicht einmal Brot haben wir genug, uns satt zu essen. Sie haben uns unterjocht und sind überflüssig, aber siehe, bald wird unser Hunger die Ueber-satteten besiegen, denn ihr Geist ist kraftlos, wir aber sind stark und lebens-voll, denn wir leben im Leben des Geistes. Wir wollen wissen, wir wollen Menschen sein, wir wollen leben. Wir wollen unsere gierige Seele mit aller Weisheit der Erde tränken, wir wollen alles, was schon da ist, und wir wollen schaffen, was noch nicht da ist!“

„Mensch!“ sagte der Weise mit herablassendem Nscheln, „Irrtum ist betner Worte Namen. Begrenzt ist die Erkenntnis der Menschen, nie werden sie mehr wissen, als wozu sie fähig sind. Und wird es dir, wenn du untergehst, nicht gleich sein, ob du dann hungrig bist oder über-satt, gleich jenen, gegen die du die schwachen Stacheln deiner Weisheit richtest? Und gilt es nicht gleich, ob du als Unwissender dich in die Gruft legst, oder eingehüllt ins kalte Leichengewand jener nützigen Lehren deiner Unterdrückten? Denke daran! alles auf Erden, und die Erde selbst, wird in den Abgrund der Vergessenheit hinabstürzen, in den bodenlosen Strudel des Todes!“

Die Arbeiter blickten ihm schweigend ins Antlitz und regungslos hörten sie die iewe Rede. Und kalt-grausam lehnten sie schließlich seine Worte ab.

Da sagte einer zu seinem Genossen: „Matwe! mir tut die Hand weh, gib du dem alten Affen eins ins Gesicht!“

Das ist alles! Natürlich gebe ich zu, es ist etwas grob, dieses Arbeitervolk. Aber ist es seine Schuld? Wer hat es jemals gute Maniere gelehrt?

Ueber Zeitungen und Journalisten

veröffentlicht Otto Weiß in der Frankfurter Zeitung allerlei Gedanken. Wir geben die folgenden wieder:

Da die Presse eine Großmacht ist, hat sie auch Gegner: offene, — noch mehr verdeckte. Wenn sie für Recht und Wahrheit kämpft, verlegt sie eben viele persönliche Interessen und Eitelkeiten. Es gibt hochgestellte Setzungsfeinde — unerböndliche — die übrigens bei besonderen Gelegenheiten die Presse besonders hochschätzen.

Bei Enthüllung gewisser Mißbräuche übertreiben viele Zeitungen, und zwar so sehr, daß sie alles Tatsächliche darüber mitteln. Artikel solcher Art haben schon manchen Minister so empört, daß er — manches daraus lernte.

In Verächtlichung ihrer Ueberzeugungstreue, ihres standhaften Charakters und ihrer Liebe zum Volke wurden schon viele Journalisten — eingesperrt.

Eine Frage: Wer ist tadelnswerter: der Herausgeber eines Skandalblattes — oder die Leser eines Skandalblattes?

Unter den Verächtlichen, die eine Zeitung erhält, sind nicht nur jene bemerkenswert, die einen Irrtum richtigstellen, — auch jene, die eine Wahrheit u n richtig stellen.

Auch die gewissenhafteste Redaktion kann nicht immer die Richtigkeit politischer Nachrichten verürgen; bisweilen sind die verlässlichsten Quellen unzuverlässig; ja, eine politische Nachricht kann selbst dann falsch sein, wenn sie — offiziöserseits dementiert wird.

Oft ist der Journalist, gleich dem Arzt und dem Advokaten, ein Weichwaser; darum hat er auch Gelegenheit, manche Grö ß e in ihrer ganzen Kleinheit kennen zu lernen!

Manches Blatt ist bedeutend durch seine Mitarbeiter; mancher Mitarbeiter ist bedeutend durch sein Blatt.

Gar oft, wenn ein berühmter Mann von einem Journalisten inter- vint wird, staunt man über den Geist, den der Journalist dabei an den Tag legt.

Herr A. gehört zu jenen Lesern, die erstens von Zeitungen über- haupt nichts halten, und zweitens — ihr höchsten Bildung nur ihnen verdanken.

Gelehrte sehen gar oft geringschäßig auf den Journalismus herab; wenigstens tun sie so. Weßhalb? Aus folgenden einleuchtenden Gründen: Dem Journalisten scheint das Leben noch wichtiger, als die Erkenntnis; er sucht Wesentliches und Unwesentliches scharf zu sondern; er entweißt oft einen Gegenstand dadurch, daß er ihn interessant, ja unterhalten macht; er schreibt so, daß auch Laien ihn verstehen — nicht etwa so, daß auch Fachmänner ihn mißverstehen; auch kann ihm passieren, daß er zu Ungunsten einer angehenden Doktrin dem gesunden Menschenverstand den Vorzug gibt, und abgesehen von alledem: Jeder, auch der hervorragendste Journalist, schreibt nur für den Tag, während jeder, auch der unbedeutendste Akademiker, für alle Zeiten schreibt... wirkt... Vorträge hält... usw. Sind sie also nicht ganz und gar im Recht, die Herren, die so vieles studiert und ver- gegessen haben?

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Zucker und Salz als Anreicherungsmittel. Seit vielen Jahren beschäftigt sich der französische Gelehrte Jéré mit Untersuchungen über die Beein- flussung der körperlichen Arbeit durch allerlei Substanzen und Genuss- mittel, wie Kaffee, Alkohol, Tabak usw. Neuerdings hat er in der Revue